

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(5. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„Das gebe Gott!“ antwortete ihm die alte Lene, und ihre Stimme zitterte. Sie dachte an das frühe Ende der beiden Heidbrinkbäuerinnen, die neben Hanns' Vater auf dem Dorffriedhof schliefen. Wie würde sich die Zukunft, das Los dieser Heidbrinkbäuerin gestalten? Weiter und sonnig konnte es werden, wenn der Bauer sein bisheriges leichtes Leben aufgab — und wenn er es nicht tat, wenn er es gar mit der Zeit noch ärger trieb? Was dann? Lene mochte sich keine Antwort darauf geben.

„Ich wünsche es euch von ganzem Herzen,“ setzte sie hinzu, „und ich freue mich, daß der Hof nun wieder eine Bäuerin bekommt. Es wird auch Zeit, meine alten Knochen wollen nicht mehr. Ich gehöre bald zum alten Eisen.“

„Nein, sagt das nicht,“ widersprach Margret herzlich. „Wir können Euch noch lange nicht entbehren. Ich hoffe, daß Ihr mir noch lange mit Eurem Rat und Eurer Erfahrung zur Seite steht.“

„Das wird's nicht viel brauchen. Die Margret Meinhart war ja immer schon als tüchtig bekannt. Aber nützlich machen könnt' ich mich wohl noch, wenn ich hierbliebe. Und das tät' ich ja gern —“

„Das klingt ja beinahe, als ob ich dich fortiagen wollte!“ lachte Hanns. „Denk ich ja gar nicht dran! Du hast so viel für den Heidbrinkhof getan, nun hast du auch auf ihm zu essen, solange du lebst. Nicht wahr, Margret, das ist doch auch deine Meinung?“

„Vollkommen. Ich sagte ja schon, daß wir sie gar nicht entbehren können,“ bestätigte sie in ihrer schlichten, gewinnenden Art und nahm damit der alten Frau einen Stein vom Herzen. —

Es war schon zehn Uhr vorbei, und lind und weich war die Sommernacht herabgesunken, als Hanns Heidbrink seine Braut heimgeleitete. Sie schritten dahin durch reife Kornfelder, die täglich, stündlich der Hand des Schnitters harften, und der Mann sagte heiß und zärtlich:

„Bald wird das Korn gemäht, in wenigen Wochen wird es eingefahren, und dann, Geliebte — dann —!“

Wenn Hanns Heidbrink beabsichtigt hatte, den Leuten mit seiner Verlobung eine Ueberraschung zu bereiten, so war ihm das vortrefflich gelungen. Als am Sonnabend die Verlobungsanzeige in der Zeitung stand, da erregte sie nicht geringes Aufsehen. Eifrig wurde die Neuigkeit besprochen, und die Ansichten gingen sehr auseinander. Einige meinten, die Margret Meinhart mache eine geradezu glänzende Partie, ganz-

lich unermögend wie sie sei! Andere dagegen, sie hätten den Heidbrinkbauern nicht genommen, und wenn er zehn Höfe hätte!

Hanns Heidbrink kümmerte sich wenig um die Meinung der Leute. Er freute sich nur, daß die Ueberraschung so vollkommen war und ließ für seine Freunde in einer Wirtshaus im Dorfe ein großes Faß Bier auflegen. —

Am Sonnabend kam auch Tante Berta. Man hatte sie brieflich gebeten, doch einen Tag früher zu kommen, damit sie am Sonntag die Verlobung mitfeiern könne. Annemarie holte sie von der Bahn ab, und als sie zu Hause anlangten, war Berta Gosewin schon bestens von allem unterrichtet.

Sie gratulierte wortreich und schüttelte allen kräftig die Hand.

„Aee, Kinder, das ist nun mal 'ne Ueberraschung. Margret, du bist ja eine ganz Heimliche! Rede ich mir da den Mund wund voriges Mal, um dich zu einer Heirat zu bewegen, und du sagst keinen Mucks!“

„Da wußte ich doch auch noch nicht, daß ich mich verloben würde,“ lächelte Margret.

„Ogottgott! Nun schweig' bloß still! Du willst mir doch nicht weismachen, daß du erst während der letzten vierzehn Tage Heiratsgedanken bekommen hast? Na, einerlei! Hauptsache ist, daß du endlich vernünftig geworden bist —“

„Wißt du nicht erst Kaffee trinken. Tante Berta, damit du frisch wirst nach der Reise?“ lenkte Margret ab.

Berta setzte sich an den Kaffeetisch und erkundigte sich dann eingehend nach den Verhältnissen des Bräutigams. Die Auskünfte befriedigten sie, und diese Zufriedenheit verwandelte sich am nächsten Tage in Begeisterung, als sie Gelegenheit hatte, diese Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren.

Das schöne, große Haus, der prachtvolle Viehbestand, die Wiesen und Felder, alles wurde nach dem Kaffee von der kleinen Verlobungsgeellschaft besichtigt, und Berta stellte schon sehr bald bei sich fest, daß Margret doch eigentlich ein fabelhaftes Glück habe. Denn auch der Bräutigam gefiel ihr. Er war so liebenswürdig und gewandt und sah famos aus.

Ähnliche Gedanken bewegten auch die andern Gäste, bis auf Vater Meinhart; der ließ sich durch Neußerlichkeiten nicht blenden. Frau Luise war jedenfalls seit langen Jahren heute einmal wirklich zufrieden. —

Am nächsten Tage fuhr Berta Gosewin mit der

Nichte ab. Zu Margrets Hochzeit wollten sie beide wiederkommen. Der Mutter wurde die Trennung doch schwer, und die Tränen waren ihr nahe. Aber Berta sogte resolut:

„Nu heul' man nicht. Das Mäd'el geht doch nicht aus der Welt!“

Margret stand bei der Schwester und redete ernst und eindringlich auf sie ein. Annemarie versprach mit einem kleinen, ungeduldigen Lächeln alles, was sie von ihr verlangte. Gott, wie sie sich bloß hatten! Gestern hatte sie zufällig gehört, wie der Vater Tante Berta gebeten hatte, ihr die Zügel doch ja recht straff zu halten. Einfach lächerlich war das! Aber zum Glück war Tante Berta vernünftig.

Sie war froh, als sie endlich neben der Tante auf dem Jagdwagen saß, der sie diesmal des Gepäcks wegen zur Bahn brachte. Nun war es ja bald überstanden. Noch ein Händedruck, ein Winken, dann rollte der Wagen davon, dem Leben entgegen. —

Und die Wochen rannen! Das reife Korn fiel unter der Hand des Schnitters. Ueberall auf den Feldern blizten die Sichel und Senen, leuchteten die weißen Flatterhüte der Frauen. Der Schweiß rann von heißen Stirnen; die wenigen Kleidungsstücke klebten am Körper, und immer wieder wurde zum Trinkgefäß gegriffen, um die ausgedörrten Kehlen zu neken.

Die Sonne meinte es heuer besonders gut. Tag um Tag brannte sie vom wolkenlosen Himmel mit einer sengenden Glut, die den schwer Arbeitenden zur Qual wurde und sie sehnsüchtig nach einem Wölkchen ausschauen ließ. Aber die Ernte kam auf diese Weise wenigstens gut vorwärts, und bald schwankten schon die vollbeladenen Wagen dem schützenden Dache entgegen.

Für Hanns Heidbrinks sehnsüchtige Ungeduld ging es freilich noch viel zu langsam. Aber der Hochzeitstag rückte nun doch näher. Man hatte ihn auf den 30. August festgesetzt.

Wenige Tage vorher führte Fritz Meinhart seine Grete heim, in aller Stille, denn die Eltern der Braut waren erst ein halbes Jahr tot.

Und dann kam ein Morgen, ein heller, strahlender Sommermorgen, an dem Margret mit dem Gedanken erwachte: Heute! Heute war für sie der Tag, an dem ein Weib Vater und Mutter verlassen muß, um dem Manne seiner Wahl nachzufolgen! Ein bedeutsamer Tag im Menschenleben, der zur Quelle reichen Glückes, aber auch zur Quelle tiefsten Leidens werden kann! Ein Schritt noch, und Jugend- und Mädchenzeit verfliehet; ein neuer Lebensabschnitt begann.

Margret Meinhart tat diesen Schritt nicht unbedacht, sondern mit dem ganzen sinnigen Ernst, der ihrem Wesen eigen war.

Es ging auf elf Uhr, da verkündeten Böllerschüsse die Ankunft des Hochzeitswagens, der sie zur Trauung abholen sollte. Was dann kam, die nächsten Stunden, zogen wie ein Traum an Margrets Seele vorüber: der Abschied vom Elternhaus, die Trauung in der von Neugierigen gefüllten Kirche.

Ein Raunen und Wispern ging durch den weiten Raum, als das Brautpaar das Gotteshaus betrat. Ein schönes Paar, das mußte man sagen! Besonders die Braut sah hinreißend aus in ihrer ernstesten Lieblichkeit.

Laut und klar klang das „Ja“ der beiden. Die Ringe wurden gewechselt, und sie knieten nieder zum Segen. Ein Schauer rann durch Margrets Leib, und auch Hanns Heidbrinks leichter Sinn blieb nicht unberührt von der Heiligkeit dieser Minuten. Sein Gesicht war noch ernst und bewegt, als sie kurz darauf die Kirche verließen. —

Auf dem Heidbrinkhofe hatte man die geräumige

Diele des Hauses ganz mit Blumen und frischem Grün geschmückt. Hier sollte das Essen eingenommen und später getanzt werden.

Die Hochzeitsgäste setzten sich meist aus Nachbarn und Bekannten zusammen. Hanns besaß außer einer Schwester seiner Mutter überhaupt keine nahen Verwandten und die Meinharts eigentlich nur Tante Berta.

Diese war am vorigen Tage mit ihrer Nichte eingetroffen. Annemarie hatte sich in den wenigen Monaten schon sehr zu ihrem Vorteil verändert. Ihre Formen hatten sich gerundet, und in ihren Bewegungen hatte sie das Linkische abgestreift. Sie war sehr hübsch geworden. Die Blicke ihres Brautführers waren schon mehrfach vergleichend zwischen ihr und der Braut hin und her gegangen.

Kurt Bomblatt, Juniorchef der Firma Bomblatt, Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte, ein Nefte des Gutsbesizers Krause, war sehr überrascht gewesen von der plötzlichen Heirat seines Freundes. Und jetzt, da er die Braut kannte, sah er darin erst recht einen übereilten Schritt. Diese Margret war sicher ein schönes, apartes Geschöpf, aber sie paßte in ihrer ruhigen, stillen Art nicht zu seinem lebenslustigen Freunde.

Sein Geschmaek waren diese kühlen, stolzen Frauen jedenfalls nicht. Da konnte ihm das hübsche, pikante Geschöpf an seiner Seite schon eher gefallen. Er konnte sich nicht genug über Annemarie wundern. Dieses sichere, selbstbewußte Benehmen, diese gewandte Ausdrucksweise. Und dabei war sie erst sechzehn Jahre alt und hatte ihre ganze Jugend auf dem Lande zugebracht.

So etwas könnte auf jedem Großstadtpflaster gewachsen sein, dachte Kurt Bomblatt.

Na, jedenfalls war sie ein reizender Käfer, und es lohnte sich schon, sie im Auge zu behalten!

Das Fest nahm einen sehr schönen und gemüthlichen Verlauf. Es war viel junges Volk unter den Gästen, und das sorgte schon für Stimmung.

Margret hatte vielleicht in ihrer ganzen Jugend noch nicht so viel getanzt wie jetzt. Sie ging von einem Arm in den anderen, und wenn Hanns sie holte, dann sah er ihr jedesmal tief in die Augen und flüsterte törichte, zärtliche Worte an ihrem Ohr.

Kurz vor Mitternacht durchfuhr der letzte Zug Zinkenstedt. Mit diesem Zuge wollte das junge Paar seine Hochzeitsreise antreten. Unauffällig, um die Feststimmung nicht zu stören, sollte der Großknecht sie zur Bahn bringen. Die Koffer standen fertig; sie brauchten sich nur rasch umzukleiden.

Im Schatten der Wagenremise stand schon eine ganze Weile ein Mann und beobachtete, wie der Knecht den Kutschwagen herauszog, die Laternen anzündete und die Pferde anschnirte.

Es war Dietrich Meinhart. Es hatte ihn drinnen nicht mehr gelitten im Festestrubel. Er hatte ein würgendes Gefühl in der Kehle. Seine Margret! Seine Beste! Nun nahm der fremde Mann sie ihm fort, fuhr mit ihr in die Welt! Und sie folgte ihm glücklich, dachte vielleicht nicht einmal an den alten Vater, dessen Fleisch und Blut sie doch war!

Und morgen früh würde keine liebe Stimme zu ihm sagen: „Guten Morgen, Vater. Hast du gut geschlafen?“

Morgen früh nicht und nie mehr! Jetzt erst spürte Dietrich Meinhart mit aller Macht, was er an seiner Aeltesten gehabt, wieviel sie ihm gewesen, wie lieb er sie hatte!

Eine Tür öffnete sich. Lauter drang der Festjubel in die stille Nacht. Zwei Menschen kamen auf den Wagen zu. Da trat Dietrich Meinhart aus dem

Schatten der Remise hinaus auf den mondbeschienenen Hofplatz.

„Ich wollte euch noch gute Reise wünschen, Margret, und — und auf Wiedersehen —“

Seine Stimme klang rau und spröde und brach jääh ab. Da tat Margret etwas, was sie seit ihren Kindertagen nicht mehr getan hatte, weil es nicht Sitte ist auf dem Lande, daß man seine Gefühle zeigt: Sie warf beide Arme um seinen Hals und preßte ihr Gesicht an das seine.

„Lieber Vater —“

Hanns, der dem Knecht geholfen hatte, die Koffer zu verstauen, trat herzu und sagte lachend:

„Ich bring sie dir heil und gesund wieder, Vater, ganz gewiß. Aber jetzt muß ich sie dir schleunigst entführen. Es wird Zeit —“

Der Wagen war schon längst seinen Blicken ent-

schwunden, da stand Dietrich Meinhart noch immer und schaute ins Dunkel.

Wohin geht die Fahrt, Margret? Ins Glück? Ins Elend? Ach, vielleicht war's gut, daß niemand vermochte, vom Schleier der Zukunft auch nur ein Zipfelchen zu lüften! —

So wurde Margret Meinhart die Frau vom Heidbrinkhof!

In ganz Finkenstedt hatte wohl niemand gedacht, daß die Ehe des Heidbrinkbauern so zum Guten ausschlugen würde. Alle hatten sie prophezeit, daß er schon nach wenigen Wochen sein altes Leben wieder aufnehmen werde. Man mußte doch den leichtsinnigen Hanns nicht kennen! Nun waren schon vier Monate verflossen, und das ungetrübte Glück der beiden schien noch immer anzuhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Gwen entdeckt ihr Herz

Heitere Skizze von Susanne Tornwadt

Die Geschichte mit Gwendolin beginnt in einem kleinen sechseckigen englischen Speisezimmer. Auf dem Tisch, zwischen dreierlei Leuchtern und Silber und Chippendale standen honigglühende, pastellfarbige Bohnenblüten. Die Lichter flackerten ein wenig, als der Diener den Dessertwein reichte und in Gwendolins Haar tanzten kupferne Funken.

„Be a good girl, Gwen — seien Sie schon verständig und lassen Sie die Jagd morgen, Gwen —“ sagte Gwendolins Vetter Bill eindringlich und ernsthaft. Er wurde beinahe ein wenig sentimental, der große blonde englische Mann mit seinem edigen Gesicht. Aber Gwendolin — deutscher Vater, englische Mutter, also mit seelischen Regungen beider Nationen begabt, war durch Sentimentalität von keiner Seite her behindert, ihrer eigenen Ansicht nach. Gwendolin, kühl und glücklich, fand ihre englischen Vettern riesig nett und englisches Landleben außerordentlich, unbeschadet einer ruhigen Gelassenheit Bills häßlicher Anbetung gegenüber.

„Sein Sie vernünftig!“ wiederholte Bill. „Es ist ein blödsinniges Gelände! Es ist glitschig, und wir reiten ein tolles Tempo hinter der Meute, und Sie sind noch nie hinterm Fuchss geritten . . .“ er wurde geradezu beredt, der wortfarge Bill. Aber Gwendolin machte ihr lebenswürdig eisernes Gesicht, und ihr Bruder Carol klopfte Bill auf die Schulter: „Strapaziere dich nicht, mein Junge, sie hat kein Herz, dieses Mädchen, aber sie hat Schneid!“

Gwendolin nicht befriedigt. Sie fand es bequem, kein Herz zu haben. Alles wurde dadurch erleichtert. Hier zum Beispiel: Hätte sie ein Herz gehabt, dann wäre es durch Bills Flehen gerührt worden, und sie wäre um die Jagd — und um „Big Ben“ gekommen. „Schön und gut, Bill“ sagte sie wohlwollend. „und nun erzählen Sie weiter von Ihren Jagden in den Shires. Die Provinzjagd lerne ich dann morgen kennen.“

Gwendolin nämlich hatte diesem Vetter zweiten Grades, Bill Lanzelot, zugehört, wie er „Big Ben“ reit, und seitdem quälte der Ehrgeiz sie, auf diesem Pferd die Jagd in Elcombe Park zu reiten. Nun, „Big Ben“ hatte Launen wie ein Filmstar und konnte springen wie eine Antilope. Unter Bill, der es verstand, seine ruhige Seele auf irgendeine geheimnisvolle Weise seinen Pferden zu übertragen, vergaß sie ihre Launen und behielt ausschließlich die Antilopeneigenschaft. Bill aber liebte „Big Ben“ seit geraumer Zeit und seine kleine deutsche Waise neuerdings. Er sah kein Heil in dieser Verbindung und keinen Ausweg aus dem Zwiespalt eines leichtsinnig gegebenen Versprechens, zu dem er sich Gwens graugrünen Augen gegenüber hatte verleiten lassen.

„Also ich bekomme morgen Big Ben!“ sagte Gwendolin abschließend, ehe sie sich etwas verspätet ins Wohnzimmer zum Bräutigam begab. Bill aber und der Bruder Carol schmiedeten bei allein-männlichem Whisthoda einen Plan.

„Er kommt!“ sagte Bill kurz und zufrieden, während er den Telephonhörer anhängte. — Bald darauf schoß ein langer niedriger roter Wagen die Chaussee von Elcombe Park entlang, floh mit zwei grellen, hüpfenden Scheinwerfern daher und hupte dreimal vor der Einfahrt. „Hallo, Frank, alter Sohn!“ sagte Bill zufrieden. Und dann wurde dieser zweite Vetter, Frank, in das Komplott gezogen und bekam den Auftrag, Gwendolin heimtückisch auf das Gut seiner Schwester Audrey zu entführen — also, daß sie am folgenden Vormittag

wohl in Zorn, aber niemals zur rechten Zeit zur Jagd nach Elcombe Park geraten könne. „Denn siehst du, es ist ein Unsinn“, versicherte Bill, „die Jagd ist zu schwer, und dann will sie auch noch Big Ben reiten!“

Gwen fand es reizend von Franks Mutter, daß sie vorsorglich darauf bedacht war, ihr die nötige Nachtruhe zu verschaffen und andern Tages den Anritt zu ersparen. „Aber Sie bringen Big Ben hinüber! Ihr Wort?“ sagte sie mißtrauisch zu Bill. „Mein Wort!“ erwiderte er scheinheiligh. Dann stieg Gwendolin zu Frank in den roten Wagen.

Frank fuhr in dem gleichen Tempo an, in dem er gekommen war. Er verlangsamte es, angesichts im Dunkeln rasch wachsender Sympathie. Er fuhr nach einer halben Stunde wie ein Lazi im Volksgebränge. „Lieber Himmel“, sagte Gwendolin, „wollen Sie auf der Chaussee übernachten?“ Da machte Frank einen Bogen, mißachtete Freundschaft und Komplott, trat auf den Gashebel und fuhr in einer Geschwindigkeit nach Elcombe Park, die Gwendolins höchstes Entzücken erregte und leider dazu angetan war, ihrer Begeisterung über Vetter Bills Konkurrenz zu machen. Noch abends am Kamin verriet Frank an Gwendolin den verruchten Plan, sie lachten sehr, und Gwen wurde das beste Pferd aus dem Elcombe Stall und eine unbedingte Ueberraschung Bills zugesagt.

Andern Morgens freundete Gwendolin sich mit ihrem irischen Schimmel an und war bei den Hunden. Beim Treffpunkt um elf Uhr war sie nicht. Wahrhaftig, Bill machte große Augen, als die Hunde eben in die erste Deckung geworfen wurden, und unter allen den Rotröden des männlichen Jagdfeldes plötzlich Gwendolins schwarzer Reiter neben ihm auftauchte. „Wie geht's Ihnen, mein Liebling?“ fragte sie lachend und ziemlich gerührt über Bills Gesicht (er bemühte sich darum, gleichgültig auszusehen), „zu nett, daß Sie Big Ben mitgebracht haben!“ (Bill sah selbst darauf.)

Seitwärts schoß wie ein rostiger Streif der Fuchs aus dem Ginster und entbot Bill der Antwort. Im Busch gaben die Hunde Laut. Drängend, geballt, eifersüchtig an der Fährte, lekten die erste fünf Koppeln heraus. Die übrige Meute schob nach. „Big Ben“ führte, dicht hinter den Hunden. Gwen folgte. Im Augenblick fakte das Leben sich zusammen in einen dampfenden Pferdehals — herbstbraune Knids, die man überflog, um auf der anderen Seite Weideland von unbemerkbarer Ausdehnung zu überqueren — in einen Knäuel schwarz-rot-weißer Klee, vor dem in gewissem Abstand hier und da der rostige Streif in heißen Nöten aus der nassen Heide auftauchte, flug auf Mauern entlangstreich, ehe er sich hinüberwarf, durch spiegelnde Drainagegräben schwamm — um sein Leben lief. Es war eine Zeitspanne befinnungslosen Glücks hinter dem hellen Geläut der Hunde, hinter „Big Ben“ — flirrende Gegenstände zu den Seiten — Bäume, eine Scheune, kleines dichtverwachsenes Wäldchen —. Es gab einen Halt: der Fuchs hatte sich hineingedrückt.

„Nun wird er irgendwo einfahren und sich reiten!“ Gwen war außer Atem und in seliger Spannung. „Hallo“, lachte Frank, „was denken Sie von meinen Jagdleuten? Der rote Bursche findet keinen offenen Bau — sehen Sie — da haben die Hunde ihn hoch —“

Und wieder der dampfende Pferdehals, wieder Wiesen und zahlreiche Koppelrids und lausender Wind um feuchte Schlafen . . .

Den Fuchs verließ die Kraft. Er begann sich mit kleinen Trias zu helfen, machte Schleifen, duckte sich, ließ die Hunde näher. Gwenz Erfahrungen bezogen sich auf Schlepplagen. Gwendolin hatte mit irgendwelchen befremdlichen Regungen zu kämpfen. Der Fuchs drückte sich auf eine Hecke zu. Gwendolins bemächtigten sich verworrene Bilder von Reiterglück und Todesangst. Der Fuchs änderte unvermutet seine Richtung, wendete, glitt zurück an der Hecke entlang. Gwendolin packte nicht auf. Die Hunde machten in raschem Nachdrängen fehr — Bill riß „Big Ben“ herum — Bill schrie etwas — Gwen verpackte den Moment, landete um ein Haar in der Meute, wollte aus voller Fahrt durchparieren, machte einen Rumpfer und schoß in hohem Bogen über den Pferdehals. Sie hatte einen sauberen halben Salto gemacht und fand sich soweit ganz heil neben der Hecke vor einer dicken altersschwachen Weide.

Ehe sie sich über die Lage noch ganz klar war, leuchtete etwas neben ihr, und todmatt schob sich, dicht an ihr vorbei, der Fuchs. Er drückte sich in den hohlen Stamm. Er sah mit angstglimmernden Lichtern Gwendolin an. Gwendolin sah ihn wieder an, und wofhrastig, sie war bleich, und die graugrünen Augen zeigten einen seltsam feuchten Schimmer. Sie schob sich vor den Stamm und deckte den unglücklichen Fuchs mit ihrem Leibe, obwohl das nicht ungefährlich war, angesichts der begeisterten Hunde, die sich am Ziel glaubten.

Bill sah alles ein. Ihm war das Halali im Augenblick nicht so wichtig. Bill hatte Ideenverbindungen: „Denken Sie nachher daran, Gwen — er strahlte — „Sie haben ein Herz!“

„Ja, ich glaube es auch, Bill,“ sagte Gwendolin und sah nachdenklich frank entgegen, der eilig herankam, „wenn ich jetzt bloß wüßte, für wen...“

Der Affe von Dschibuti

Eine abessinische Geschichte von Ronald Veeds

Aus dem Englischen von Otto Steinicke

An „Saka“, den heillosen Rüpel, werden sich alle Stationsbeamten von Dschibuti auch nach dem Feldzug noch erinnern. Immer lief er den Zug entlang und machte keine Späße mit den Fremden. Nein, einen Amhara hat „Saka“ nie belästigt. Der Pavian hielt sich nur an die Weiszen, diese drolligen Bettlern, die nie barfuß gingen, sondern an den Füßen Häute trugen, die unverschämt glatt waren und in denen man sich spiegeln konnte. Von den Ausländern, die aus dem Golf von Aden kamen, und nach Addis Abeba reisten, holte sich Saka seine Lederbüßen. Der Affe war ein erklärter Feind demütigen Bettelns, er zwinkerte nicht lange um Erlaubnis; wenn ihn nach etwas gelüftete, holte er es sich mit raschem Griff aus den Behältnissen oder Taschen. Dinge, die sich nicht anknabbern ließen oder sonstwie dem mächtigen Paviangebiß widerstanden, schmiß Saka verächtlich auf den Bahnsteig. Einmal traf er die arglos auf und ab wandernde Gattin des Konsulatsbeamten Wrexham mit der Wederuhr eines schwedischen Offiziers hart am Kopf. Die Dame vergaß jeden Humor und beschwerte sich über diese Affenschande. Saka hätte der Streich um ein Haar Bahnsteigsverbot gekostet. Doch der ritlerliche blonde Offizier legte sich für ihn bei der Konsularin ins Wort, da ersichtlich das Gehäuse seiner Uhr, trotz scharfen Anpralls, völlig unbeschädigt geblieben war.

Mir hat der Fressling einmal die Seidenstrümpfe gestohlen, die ich für Miß Evelyn von der Gesandtschaft aus Paris zu besorgen in Auftrag bekam. Saka zog sich ohne langes Besinnen die galanten Dinger über die haarigen Borderarme und sprang damit auf die Lokomotive. Als er sich wieder vom Führerstand herunter bemühte, tropfte das Del aus den Maschen. Miß Evelyn hat mir leider die Geschichte mit dem Affen nicht geglaubt und mich einen vergeßlichen Kavaliere gescholten. Saka machte sich nichts daraus, den Winkler des Stationsvorstehers zu ergreifen und damit auf die Schlangenjagd zu gehen. Vor Reptilien hatte der Affe eine wahnsinnige Angst. Er witterte sie überall und schlug wild nach allen Seiten um sich, wenn er so ein Gewürm in der Nähe vermutete. Dabei fegte er einmal dem amerikanischen Petroleumkonzessionär Mister Gould den funkelnagelneuen Tropenhut vom Kopf. Weil das leichte, runde Ding so schön daher schaukelte, ließ Saka gleich den Winkler fallen und stülpte sich den Panama auf den spitzen Pavianstopf. Der einzige, der bei diesem respektlosen Scherz nicht in ein tolles Gelächter ausbrach, war natürlich der Amerikaner. Er kam unmittelbar von seiner Bank in Orlahoma, dem Regus in Addis Abeba seine Aufwartung zu machen.

Mit Vorliebe verspeiste Saka feuerrote Heuschrecken; wo er die eigentlich herbekam, war allen Fahrgästen ein Rätsel. Sie hatten Heuschrecken auf dem Bahnsteig noch niemals wahrgenommen, höchstens Eulen, die vor der Regenzeit die Flucht ergriffen und ein Versteck hinter leeren Munitionskisten des Bahnhofschuppens bezogen. Auch beträchtliche Mengen einer bleistiftstarken, fingerlangen maudfarbenen Raupe krochen über die Steinfliesen, natürlich nur um den europäischen

Damen Schreie des Entsetzens aus dem Kehlkopf zu loden. Saka störte die Biester nicht. Er speiste leidenschaftlich gern Heuschrecken und warf, wenn ihn die Lust anwandelte, die schäbigen Reste durch die offenen Fenster der Abteile Erster Klasse. — Wäre Saka bei seinen Käufern nicht so postfisch gewesen, hätte er bestimmt und ohne Gnade in den abessinischen Urwald zurück gemußt. So aber unterhielt er die nervös auf die Abfahrt ihres Zuges harrenden Weiszen auf das vorztrefflichste.

Als ich eines Tages in besonderer Mission auf das eiligste von Addis Abeba durch den Golf von Kalkutta reisen mußte, vermüßte ich beim Aussteigen in Dschibuti die Begrüßung durch meinen Freund Saka. Früh genug erfuhr ich von dem traurigen Schicksal des Wüßboldes. Der Tolle hatte sich erst vor ein paar Tagen an einem Topfe Honigbier berauscht. Der süße Met gehörte dem durstigsten Baumwollhändler von Kairo. Ach, hätte Saka seine Schleckerzunge nicht in Alkohol getaucht! Schon nach kurzem Labfal machten sich die gräßlichsten Anzeichen vollendeter Trunkenheit bemerkbar. Der Pavian torkelte, seine hellen, Karen Augen trübten sich schmerzhaft ein. Saka fiel auf den Rücken. Ein Bild fürchterlichen Zammers, drückte er die eine Hand vor die pochende Stirn, ab und aufseufzte er unermesslich leidvoll.

Noch einmal rappelte sich Saka unter den Flügen des Ägypters hoch. Beim Anrücken des Zuges wollte es die Borsehung, daß der Pavian zwischen Bahnsteigkante und Trittbrett des zweiten Waggons abglitt und vor die Räder fiel... Armer Saka! Möge es ihm im Affenhimmel wohl ergehen!

Büchertisch

Wilhelm Schäfer: „Die Anekdoten“. Volksausgabe. Umschlagzeichnung von Fritz Kredel. 352 Seiten. In Leinen gebunden 4,80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Mit Recht wird die seit langem erwartete Volksausgabe der Schäferschen „Anekdoten“ freudig willkommen geheißen werden, als ein Stück echter und ganz und gar volkstümlicher Dichtung. Denn in ihnen lebt etwas von der unvergänglichen jugendlichen Kraft unseres Volkes, dem sie aus der Seele geschrieben sind.

Der latten Behaglichkeit und übermütigen Verbtheit geläufiger Weise stehen diese Anekdoten ihrem Wesen nach freilich fern. Zwar umspannen auch sie die Wirklichkeiten des Lebens, aber sie ergreifen in den Leidenschaftlichen, Irrtümern und Zufälligkeiten der menschlichen Schicksale nur das Besondere und stellen in herzhafter Sprache immer jenen entscheidenden Punkt dar, in dem sich eine große, ja ungeheure Summe von Menschentum sinnfällig verdichtet. Geschichten wie „Die begrabene Hand“ oder „Das fremde Fräulein“ gehören schon heute zu den schönsten und ergreifendsten Prosadichtungen, die je in deutscher Sprache erschienen sind.

Nicht wenige dieser kleinen Meisterstücke werden im Volke lebendig bleiben und über Tag und Stunde hinaus weiterklingen wie manches schlichte und innige Volkslied vergangener Zeiten.

Fröhliche Ecke

Clara und Robert Schumann

Clara Schumanns Namen verbreitete sich rascher als der ihres Mannes. In den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts trat sie einmal in den Werken Roberts in einem Wiener Hofkonzert auf und wurde nachher dem Könige der Niederlande vorgestellt.

Seine Majestät zog die Künstlerin in ein längeres Gespräch. Dann wendete er sich, leutseltig unterbrechend, auch an den Gatten Robert:

„Nun, und Sie? Sind Sie auch musikalisch?“

Erklärung

„Dein Aufsatz „Unser Hund“ ist nur eine halbe Seite lang!“

„Wirktest du wirklich nicht mehr über ihn zu schreiben?“

„Wir haben ihn erst drei Tage, Herr Lehrer!“

Unterhaltun

„Haben Sie auch was zur Unterhaltung der Gäste beigetragen?“

„Leider! Ich bin rausgeschmissen worden!“

Boshafte Auffassung

„Wenn Sie mich noch einmal einen unehrlichen Menschen nennen, werden Sie mich von einer anderen Seite kennenlernen!“

„Können Sie auch ehrlich sein?“

Einwand

Hausherr: „Was tun Sie hier im Hause? Haben Sie unten nicht gelesen, daß Hausieren verboten ist?“

„Nein; ich komme von oben!“